



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bauen in Holz

Stolper, Hans

Stuttgart, 1933

Einleitung

[urn:nbn:de:hbz:466:1-94697](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-94697)

EINLEITUNG

Ein Zeitpunkt, in dem der Holzbau nach jahrzehntelanger Vernachlässigung sich plötzlich wieder einer allgemeineren Anwendung zu erfreuen beginnt, ist dazu geeignet, sich, wie es bei allen Neuerungen geschehen sollte, auf die Grundlagen zu besinnen, wenn diese aufgegriffen werden können, und wo sie fehlen, solche zu schaffen.

Nichts ist vielleicht für die kulturelle Verarmung gerade unseres Wohnungsbauwesens im breitesten Umfang bezeichnender als die schematische Art, wie man an das Konstruieren geht, vor allem, wie man die Auswahl der Konstruktionen trifft. Heute haben wirtschaftliche Überlegungen den vorherrschenden Einfluß darauf. Und das braucht an sich noch kein schlimmes Zeichen zu sein. Im richtigen Sinne aufgefaßt, ist es in der Zeit unserer Notlage geradezu eine nationale Pflicht. Diesen vornehmen Sinn erhält es jedoch erst, wenn zur Kühle des Rechnens die Leidenschaft des gestaltenden Willens tritt. Diese Leidenschaft ist aber jedem gedankenlosen Schematismus abhold. Und bei genauem Zusehen zeigt sich, daß wir heute schon bei den anfänglichen Dingen, beim Auswählen der Konstruktionen einem gewissen Schematismus verfallen sind. Wo die Ausdruckssucht persönlicher Liebhabereien nicht ins Chaotische ausschweift, hat das Wohnhaus unserer Zeit über alle Landschaften gleichmäßig hinweg die stumpfe und unpersönliche Physiognomie angenommen: außen und innen verputzter Massivbau. So gut man auf diese Weise auch bauen kann, zum Prinzip erhoben und wie ein Dogma an den meisten unserer Schulen gelehrt, ist sie in der Praxis durch generationenlange schematische Anwendung zu einem System erstarrt, in dessen Geleisen sich die Vorstellungen breiter Volksschichten vom Wohnungsbau offenbar unabänderlich festgefahren haben. Es ließe sich jedoch denken, daß der Bauherr zu seinem Haus und der Architekt zu jeder Bauaufgabe ein so inniges Verhältnis hat, daß jeder Bau auch eine irgendwie persönliche Leistung wird. Würde man wieder darauf hinzielen, daß bei der Ausführung eines Auftrags nicht gedankenlos eine „übliche“ Bauart gewählt wird, würde sich vielmehr der Architekt ähnlich wie der bildende Künstler in jede Aufgabe neu einfühlen und das vor allem schon in der Auswahl der Baustoffe und dann in ihrer Verarbeitung und Zusammenfügung, in der Konstruktion ausdrücken und in der

Art, wie man sie dem Auge spürbar macht, dann könnte sich wieder ein Bauen entwickeln, welches uns den mannigfaltigen Reichtum *echter* persönlicher Werte zurückbrächte, der mit der Vielfältigkeit menschlicher Veranlagungen gegeben ist, und das trotzdem zur Einordnung in ein verpflichtendes höheres Ganzes hinführt, weil es Takt besitzt, das heißt, weil es mit ihm Takt hält.

Darf man es als Anzeichen einer gesunden Reaktion und der Lossagung von dem Zwang jener populären Vorstellung, die zum Dogma wurde, betrachten, wenn heute viele Architekten sich daran erinnern, daß man gute Häuser auch mit Holz bauen kann? Wäre das Urteil breiter Laien- und Fachkreise richtig, dann stünde der Anfang dieser Bestrebungen allerdings unter keinem günstigen Stern. Man scheint starrsinnig daran vorbeizusehen, daß neben alten Zeugen massiver Mauertechnik ebenso alte Holzbauten heute noch bestehen.

Die Urform des Holzbaues ist nicht der Fachwerkbau, der viele unserer mittelalterlichen Stadtbilder beherrscht, sondern der Bundbau und der Blockbau. Ursprünglich war das Haus einräumig. Es wurden Pfähle (Stöcke, Stockwerk!) in möglichst weiten Abständen in den Boden gerammt und der Zwischenraum mit gewundenem Flechtwerk ausgefüllt. In gebirgigen Gegenden, wo felsiger Grund das Rammen von Pfählen unmöglich machte, tritt überall der Blockbau auf. Als man über den eingeschossigen Bundbau hinausging, war das nächstliegende, die Bundstiele durch zwei Geschosse hochzunehmen (Ständerbau). Bei noch mehr Geschossen reichten dann die Ständer nicht mehr aus und man ging deshalb dazu über, die Bünde geschoßweise abzubinden. Das Wesen des eigentlichen Skelettbaues behielt man aber bei und stellte die Bundpfosten immer geschoßweise übereinander. Im Rohbau sah also ein solcher Holzbau im Prinzip ähnlich aus wie ein moderner Stahl- oder Eisenbetonskelettbau: in gleichen Abständen (etwa 3–5 m) die Bundstiele, darüber die durchlaufenden Unterzüge mit den Stützen durch Biegezugsfest verbunden. Wie man auch an vielen mittelalterlichen Speichern und Keltern sieht, ist dieses Konstruktionssystem aus dem einräumigen Bauen entwickelt worden (siehe Innenraum des Rathauses in Eßlingen Seite 128). Dem späteren Wohnen, das Vieleräumigkeit brauchte, mußte das Stützensystem des

Bundbaues viel zu starr und einengend werden. Deshalb wurde der Skelettbau, der auch dem Äußeren dieser Bauten den ernstesten, wuchtigen Rhythmus gegeben hat, verlassen und man wies die tragende Funktion den Wänden selbst zu, die nun mit den notwendig engen, aus Pfosten, Riegeln und Streben bestehenden Gefachen, zum Unterschied vom „Stock“-werk zum eigentlichen „Fach“-werk wurden. Zunächst setzte man auch hier noch die eng gereihten Pfosten geschoßweise übereinander. Die spielerische Fantasie des ausgehenden Mittelalters machte sich auch von dieser Bindung frei und löste das wundervoll strenge geometrische Gerippe der Außenwand bisweilen zum reizvollsten ornamentalen Netzwerk auf, wie auch im Raumaufteilen und Setzen der Innenwände eine viel größere Beweglichkeit um sich griff. So war die sichtbar gelassene gebaute Form des Fachwerks schon zum Ornament geworden und am Endpunkt ihrer Entwicklung angelangt.

Irgendwelche ornamentale Absichten standen von da ab stets im Vordergrund des Stilwillens der kommenden Epochen, nur mußte er sich neue Ausdrucksmittel schaffen. Die Renaissance fand sie im plastischen Fasadenschmuck, zu dem auch die Scheinarchitektur gehört, wobei sie sich mit Vorliebe des Hausteins bediente. Von ihr hat ihn das Barock geerbt und zum stuckierten Putzbau abgewandelt. Den Fachwerkbau aber schätzte man nur noch als eine billige und im Handwerk eingebürgerte Bauweise und versteckte ihn unter die so beliebte Putzhaut. Die Zimmermannskunst mußte sich bescheiden hinter die Arbeit der Stukkateure und Maler zurückziehen. Ihr großes Können hat sie aber weiterhin in immer kühner werdenden Dachstuhl- und Brückenkonstruktionen bewiesen. Sie fand ihr Ende erst um 1800. Die Vorliebe für flachgeneigte Dächer zielte damals auf jene Form des Pfettendaches hin, die man heute noch selbst bei viel steileren Dachneigungen anwendet, wo die feinere, stabilere und sparsamere Konstruktion mit Kehlgebälk am Platze wäre, und im großräumigen Bau löste das reine Sprengwerk das Hängewerk nahezu vollkommen ab. Der Ausbreitung des Pfettendaches wird die Bequemlichkeit förderlich, Hölzer zusammenzunageln, statt sie mit Holzverbindungen zu fügen, und hier geht dem Zimmermann die Industrie im anbrechenden Zeitalter des Eisens, das Eisenteile nicht mehr als teure und umständlich herzustellende Baumittel kennt, an die Hand. Bei weitgespannten Konstruktionen führt die Überhandnahme eiserner Verbindungsmittel nach und nach zum modernen industriellen Holzbau. Gerade hier haben sich in neuerer Zeit Bauweisen ausgebildet, die rundweg zu bejahen sind, während man der vielfach gedankenlosen Anwendung

von Eisenzeug bei zimmermannsmäßigen Dachkonstruktionen sich nach Kräften entgegenstemmen soll. Das Industriezeitalter hat den Holzbau auch durch Verwendung neuzeitlicher Maschinen, vor allem der Maschinensäge, grundlegend verändert, Lohn und Preispolitik verschlechterten seine Lage beträchtlich. Mögen die Marktpreise zu seinen Gunsten oder Ungunsten schwanken, die Verwendung wertvoller Bauhölzer bleibt ein hoher finanzieller Aufwand und die Güte der billigeren Holzarten erleidet durch das Zerlegen mit der Säge, statt, wie einstens, mit dem Beil und vor allem unter den durch Kalkulationsgründe bedingten kurzen Ablagerungsfristen doch ihre Einbuße. Diese Mängel unseres heute gebräuchlichen Bauholzes führten Architekt und Bauherrn zur völligen Abkehr von dieser, wenn auch unter veränderten Umständen auch jetzt noch durchaus möglichen Bauweise, und sie steht zu Unrecht in der Öffentlichkeit bis auf den Tag geradezu in Verfall. Nicht daß hier immer die Fähigkeit entscheidet, Holzbauweisen auf ihre Güte hin prüfen zu können! Es ist eine mentale Abneigung und keine sachlich begründete. Deshalb ist so schwer gegen sie anzugehen. Zu ihrer Überwindung haben die Architekten durch neu aufkommende Baustoffe, wie Stahl und Eisenbeton mit ihren ungeheuren Möglichkeiten auf neue große Aufgaben hingelenkt, bis jetzt nur wenig unternommen. Kommt es von der Übersättigung im Gestalten toter Baustoffe her, daß der Architekt sich heute wieder des Holzes erinnert? Oder ist es nur den billigen Marktpreisen und keinen tieferen Beweggründen zu verdanken? Fest steht, daß die erwähnten Eigenschaften unseres Holzes ein größeres Wissen von seiner organischen Beschaffenheit und der Konstruktion voraussetzen wie je und bei der Gestaltung von Innenräumen und Einrichtungen ist nicht weniger Gefühl für die besondere Schönheit des Holzes und seiner mannigfachen Arten erforderlich wie vor Jahrhunderten. Deshalb knüpfen die Beispiele dieses Buches großen Teils notwendig an längst gebräuchliche, wenn auch offenbar unter aufgebauchten Problemen und Schlagworten verschüttete Bauweisen und Regeln an. Sie können nicht dahin mißverstanden werden, daß der Holzbau in unseren Tagen nur unter dem tiefen Eindruck großer geschichtlicher Beispiele ohne die organischen Voraussetzungen, die in unserer Zeit liegen müssen, neubelebt werden könne. Was Gutes an unserer Zeit und ihren Baumeistern ist, fließt ganz von selbst in ihre Werke. Wie jede ernste Arbeit das kleinste handwerkliche Wirken und das größte künstlerische Schaffen Zeugnis seiner Zeit und seiner Stunde ist.

Der Herausgeber